

Gastkolumne

# Der Nachfahre von Sklaven, der an Reagan erinnert

Kaum etwas stört Amerikas Linke so sehr, wie schwarze Politiker, die sich zu wenig über strukturelle Diskriminierung beklagen



Claudia Franziska Brühwiler

Sprache ist verräterisch. In allen Medien ist bereits wieder vom «Rennen» ums Weisse Haus die Rede, und genauso wird darüber berichtet: Wie beim Pferderennen stehen Experten und Journalisten an der Bande, halten bei Hindernissen kollektiv den Atem an und spekulieren bei jedem Millimeter Vorsprung, ob dieser bereits den Gewinn bringen wird. Kommunikations- und Politikwissenschaftler sprechen von «horse race journalism», der jede Wahlkampagne zum Zuschauersport macht, bei dem Taktik und Unterhaltungswert wichtiger sind als Inhalte. Und wie beim Pferderennen richten sich alle Blicke auf die Führenden – obwohl sich auf den hinteren Rängen mitunter Sehenswertes abspielt. Schon bevor Floridas Gouverneur Ron DeSantis seine Kandidatur ankündigte, war er jener Herausforderer Donald Trumps, der am meisten zu reden gab. Eigentlich völlig zu Recht: Seit seiner triumphalen Wiederwahl als Gouverneur hat er in den Umfragen zwar (noch) nicht zu Trump aufschliessen können, er wäre aber gegen Präsident Joe Biden im Vorteil. Auch auf dem Vorhersage-Markt Predict It stehen Trump und DeSantis klar höher im Kurs als die übrigen republikanischen Kandidaten: Während ihre dort gehandelten Aktien bei 58 beziehungsweise 33 Cents liegen, erreichen jene von Nikki

Haley und Co. nicht einmal 10 Cents. Das bedeutet allerdings nicht, dass diese keine Aufmerksamkeit verdient hätten – vor allem einer nicht: Tim Scott, der Senator aus South Carolina, könnte für die Republikanische Partei zukunftsweisend sein. Tim Scott, einer der wenigen schwarzen Republikaner, sagt gerne, seine Familie habe es in einer Lebenszeit «from cotton to Congress», von den Baumwollfeldern in den Kongress geschafft. Sein Grossvater musste einst die Schule aufgeben, um als Baumwollpflücker zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Um seinem Enkel ein Vorbild zu sein, habe der Analphabet dennoch immer bei Tisch die Zeitung zur Hand gehabt und den kleinen Tim zum Lernen angespornt. Der Sohn einer alleinerziehenden Krankenschwester wurde Unternehmer, stieg in der Politik South Carolinas schnell auf – und schaffte es zu Lebzeiten seines Grossvaters ins Repräsentantenhaus. Als Nikki Haley, die damalige Gouverneurin und seine heutige Kontrahentin, ihn 2013 zum Senator ernannte, wurde Scott zum ersten Schwarzen, der in beiden Kammern des US-Kongresses gedient hat. Eine grossartige Biografie. Doch viele Vertreter der Linken – so kürzlich in der «Washington Post» – werfen Scott vor, er habe die falschen Lehren aus seinem Aufstieg gezogen: Scott spricht lieber über Bildung und Disziplin als Schlüssel zum sozialen Aufstieg statt über strukturelle Diskriminierung als unüberwindbares Hindernis. Amerika ist für ihn kein unterdrückter Staat, sondern ein Land der Möglichkeiten. Genau wie Clarence Thomas, der konservative Richter am Supreme Court, der sich aus bitterster Armut nach oben kämpfte, muss sich Scott den Vorwurf anhören, er sei



ILLUSTRATION: GABI KOPP

In seinen politischen Positionen gleicht Scott anderen Republikanern; seine positive Grundhaltung unterscheidet ihn jedoch vom Mainstream.

ein «Onkel Tom» beziehungsweise «Onkel Tim». Die Bezeichnung geht auf den berühmten Roman «Onkel Toms Hütte» von 1852 zurück, dessen Darstellung der Grausamkeit der Sklaverei die öffentliche Meinung in den Nordstaaten mitprägte. Die Figur des Sklaven Tom gilt zwar als Held, der sein Leben für entflozene Schicksalsgenossen gibt, gleichzeitig ist er seinen weissen Herren gegenüber zu verständig, gar unterwürfig. Schwarzen Konservativen wird regelmässig vorgeworfen, sie seien genauso dummäuserisch und würden insgeheim Weisse als überlegen erachten. Der Vorwurf an sich ist erniedrigend, da er Schwarzen die Fähigkeit abspricht, ihre Geschichte zu verstehen und ihre eigenen Lehren aus ihrem Lebensweg zu ziehen. Wer wie Tim Scott «persönliche Verantwortung über Ressentiments» stelle, sei schlicht Opfer des Systems. Den Aufsteiger aus South Carolina braucht das nicht zu kümmern. Mögen die Buchmacher ihn zwar nicht auf dem vordersten Rang sehen, so hebt er sich vom Feld durch etwas ab, das die republikanische Ikone Ronald Reagan einst verkörperte: Optimismus. In seinen politischen Positionen gleicht Scott anderen Republikanern; seine positive Grundhaltung unterscheidet ihn jedoch vom Mainstream. Wo sich andere zu billigen Pointen hinreissen lassen, etwa wenn es um das Alter des Präsidenten geht, bleibt Scott konstruktiv. In einem Amerika, das der schlechten Stimmung überdrüssig ist, bietet er eine willkommene Alternative – wenn nicht als Präsident, so vielleicht als Vize. Er wäre der erste Nachfahre von Sklaven im Weissen Haus.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

## Ein Hilfswerk? Eine Bank? Oder ein Blog?



Aline Wanner

Die Finanzplattform ElleXX lebt weiter, ein sogenanntes Crowd-investing brachte den Betreiberinnen gerade 1,43 Millionen Franken ein. Das Frauenforum bietet viele Möglichkeiten: Man kann sich unterhalten lassen, lernen, investieren, eine Rechtsschutzversicherung abschliessen oder fürs Alter vorsorgen. Gegründet haben das Startup 2021 die beiden Journalistinnen Patrizia Laeri und Nadine Jürgensen zusammen mit der Designerin Simone Züger. Ihr Ziel: *Close the gap*, die Lücke schliessen. Sprich: Geld gerechter zwischen den Geschlechtern verteilen. Mit dieser Vision geht ein kleines journalistisches Problem einher: Sie ist relativ aktivistisch. Gleichzeitig sorgen die Partnerschaften und Produkte, die ElleXX anbietet, nicht gerade für publizistische Unabhängigkeit. Nun wollen die Unternehmerinnen auch kein klassisches Medium sein, sondern sehen sich mehr als Fintech, also als Anbieterin von Finanztechnologie. Das ist natürlich legitim, aber schade. Denn gerade im – gratis angebotenen – journalistischen Bereich finden sich bei ElleXX originelle Ansätze. So beantworteten Männer regelmässig «Männerfragen», die sich sonst eher Frauen anhören müssen. «Für einen Mann bist du überraschend geistreich. Woher hast du das?» Oder: «Du bist ein richtiger Powermann, hast drei Kinder und eine beeindruckende Karriere. Wie bringst du das alles unter einen Hut?» Oder: «Bist du mit 54 nicht ein bisschen alt, um noch Vater zu werden?» Daneben bieten weitere Formate, etwa eine Kolumne zu scheinheiligen Diversitätsbemühungen von Konzernen oder Gespräche mit Frauen über Geld, ein Angebot, das sonst im deutschsprachigen Raum allzu rar ist: optisch und inhaltlich ansprechenden Wirtschaftsjournalismus, nutzerinnenorientiert, farbig und hin und wieder sogar ein bisschen lustig.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

# Meine Frau macht mich sprachlos



Patrick Imhasly

Was hat man uns immer wieder erzählt, die Frauen seien den Männern sprachlich überlegen. Und jetzt dies: Ein internationales Forschungsteam hat Unterschiede zwischen den Geschlechtern in jener Phase untersucht, in der sich die Sprache gerade erst entwickelt. Mithilfe eines Aufnahme-geräts hat es 450 000 Stunden Gebrabbel von fast 6000 Babys während ihrer ersten beiden Lebensjahre registriert und eingehend analysiert. Dabei hat sich gezeigt: Buben brabbeln zumindest im ersten Jahr viel häufiger als Mädchen. «Ba», «aga» oder «gugu» stellen natürlich noch keine ausgefeilte Konversation dar. Und doch sind selbst diese vokalbetonten

Äusserungen gendertechnisch relevant, denn sie sind die eigentlichen Vorläufer der Sprache und werden später durch die ersten echten Wörter und schliesslich ganze Sätze ersetzt. Warum aber sind die Buben zu Beginn ihres Lebens mitteilungsbedürftiger als die Mädchen? Die Antwort darauf hat möglicherweise mit ihrem simplen, aber starken Drang zu tun, überleben zu wollen. Seit langem weiss man, dass Buben im ersten Lebensjahr eine höhere Sterblichkeit aufweisen als Mädchen. Die Fachleute vermuten deshalb, ihre Laute seien eine Art Fitness-signal – damit die Eltern stets darüber informiert sind, wie es um ihre Gesundheit steht. Bisher herrschte die Meinung vor, Frauen seien deutlich sprachbegabter als Männer. Sie hätten einen grösseren Wortschatz, sprächen mehr und drückten sich differenzierter aus. Und weil auch ihr Hörvermögen leistungsfähiger sein soll, könnten sie Sprache besser verstehen, einordnen und sich merken – das behauptet zum Beispiel die deutsche Logopädin und Beraterin Christine Muderlak. «Mütter kennen diesen Unterschied: Während ihre Töchter gegen alles und jedes argumentieren, reagieren Söhne

eher auf einfache und eindeutig vorgetragene Ansagen und sind auch deutlich robuster, wenn diese scharf klingen», sagt sie. Das tönt gut. Das Problem ist nur, dass sprachliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern wissenschaftlich wenig belegt sind. So hat etwa eine Studie vor ein paar Jahren gezeigt, dass Frauen und Männer im Alltag ähnlich gesprächig sind. Beide Geschlechter nutzen pro Tag rund 16 000 Wörter. Und wenn es Unterschiede gibt, dann sind diese innerhalb der Geschlechter oftmals ausgeprägt: In der besagten Studie sprach die schweigsamste Person – ein Mann – lediglich 800 Wörter, während der mitteilsamsten Person – ebenfalls ein Mann – sage und schreibe 47 000 Wörter über die Lippen kamen. Dass der Umgang mit der Sprache durchmischer und egalitärer ist, als man meinen würde, zeigt der empirische Abgleich in meiner eigenen Familie. Am ehesten bestätigt noch unser 14-jähriger Sohn liebgewonnene Klischees. Er ist ziemlich einsilbig unterwegs und brummt mehr als redet. Will man ihn dazu bringen, endlich seinen Job in der Familie zu erledigen – das Altglas zu entsorgen –, muss man ihn deutlich und

Ich verfüge über die anscheinend unmännliche Eigenschaft, ziemlich viel zu reden.

unmissverständlich darauf ansprechen. Der 17-Jährige hingegen will in jeder Lebenslage über Gott und die Welt diskutieren. Ihm muss man stets von neuem erklären, dass seine Schulbücher auf dem Küchentisch nichts verloren haben. Und weil er partout nicht einsieht, warum das uns Eltern stört, bleiben sie einfach dort liegen. Bisweilen anspruchsvoll ist die Kommunikation zwischen mir und meiner Frau. Ich verfüge über die anscheinend unmännliche Eigenschaft, ziemlich viel zu reden und dabei jedes Argument mehrmals zu wiederholen. Meine Frau meint dann jeweils, jetzt komme etwas Neues – dabei ist es nur das Gleiche in noch blumigeren Worten. Sie wiederum kann zwar sehr gut zuhören und noch besser analysieren, zeigt aber mitunter Züge einer *Womansplainerin*: Setze ich an, um etwas zu sagen, vollendet sie gerne den Satz, noch bevor ich nur schon meinen Gedanken dazu zu Ende gebracht habe. Und das Verrückte ist: Meistens liegt sie richtig. Was will man da noch sagen?

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».